

5 Zeitzeugen berichten

Belecker Jugend im 3. Reich

Ein Zeitzeuge berichtet über Schule, Lehre und den Einsatz als Soldat

Wenn ich als Zeitzeuge heute aus der Zeit des Nationalsozialismus einiges sage, sind es nur Bruchstücke, da ich 1933 erst neun Jahre alt war.

Im Jahre 1931 wurde ich in die katholische Volksschule Belecke eingeschult. Bis zum Jahre 1936 habe ich acht Lehrerinnen bzw. Lehrer kennengelernt. Bis zu dieser Zeit konnte ich bei diesen Personen keine politische Richtung feststellen. An den damaligen Vikar in Belecke van den Hövel erinnere ich mich noch gut. Ich weiß noch, wie er mit uns, unterstützt von älteren Jugendlichen, Messdiener- und Gruppenstunden abhielt, bis er dann 1935 wegen einer den Nationalsozialisten missliebigen Äußerung verhaftet wurde. In diesem Jahr bekam unsere Schule einen neuen Hauptlehrer. Mit diesem Lehrer kam etwas ganz Neues in die Schule von Belecke.

Fast alle Menschen in Deutschland, soviel war uns als Neun- bis Zwölfjährigen schon bekannt, wurden in irgendeine Organisation aufgenommen. Für die Zehn- bis Vierzehnjährigen, also auch für mich, kam das Deutsche Jungvolk in Frage. Ich lebte in einem streng katholischen Elternhaus. Meine Eltern hatten in den ersten Jahren der Nazi-Herrschaft schon erkannt, wie dieses Regime zur katholischen Kirche stand. Somit durfte ich erst einmal nicht zum Jungvolk. Die erste Zeit fand der Dienst beim Jungvolk am Samstagmorgen statt. Somit hätte ich dann, da es ja Schulzeit war, frei gehabt. Ein Lehrer musste für drei bis vier Jungen, welche noch nicht Mitglied im Jungvolk waren, gesonderte Schulstunden abhalten. Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir mit Lehrer Huckestein an einem dieser Samstage eine Wanderung in den Wald zu „Lammers Kreuz“ gemacht haben.

Dann wurde es Pflicht, dem Jungvolk oder der Hitlerjugend beizutreten. Für Mädchen gab es den Bund deutscher Mädels (BdM). Für uns gab es erst mal einen Lehrjungzug. Ich muss auch bekennen, es gab da scheinbar unpolitische Dinge, welche uns begeistern konnten: Sport, Lagerfeuer mit Gesängen,

Geländespiele usw. Gerne machten wir auch bei den Reichsjugend-Wettkämpfen mit. Einmal hatte sich unser Lehrjungzug in der Leichtathletik bis Arnberg zur Kreisausscheidung qualifiziert. Das war für uns ein großer Erfolg.

Über die Aufgabe der Hitlerjugend hieß es:

„Die gesamte deutsche Jugend ist außer durch Elternhaus und Schule in der Hitlerjugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst am Volk, an der Volksgemeinschaft zu erziehen.“

Dieses galt für Zehn- bis Achtzehnjährige. Außer der Messdienergruppe tat sich, soweit ich mich erinnern kann, in katholischer Jugendarbeit in Belecke nichts mehr. Vielleicht waren es auch Auswirkungen der Verhaftung des Vikars van den Hövel.

Nun noch einmal zurück zu meiner Schulzeit. Im Jahre 1936 bekam ich den schon erwähnten Hauptlehrer als meinen Klassenlehrer. Ich habe ihn auch behalten, bis ich 1939 aus der katholischen Volksschule entlassen wurde.

Wie hieß es doch 1935 im Programm zum Ideal der deutschen Jugend: „Flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl“. Bald merkten wir auch bei unserem neuen Lehrer: so wollte er uns erziehen! Auch spürten wir bald, dass Kirche und Religion nicht seine Lieblingsfächer waren. Mit allen Mitteln versuchte er, uns von dem gewohnten Kirchengang jeden Morgen vor Schulbeginn abzuhalten. Alle möglichen Tricks dachte er sich da aus. An eins muss ich immer wieder zurückdenken. Vor der Heiligen Messe brachten wir wie immer unseren Tornerker ins Klassenzimmer im Rathaus. Unser Lehrer war schon da. Ein Eimer mit Wasser, darin ein Fünfmärkstück und ein Transformator zum Einstellen der Stromstärke standen bereit. Er versprach, wer das Geldstück mit der Hand aus dem unter leichtem Strom stehenden Eimer hole, dürfe es behalten. Jeder der Anwesenden wollte es versuchen. Je tiefer man zum Geldstück kam, desto stärker stellte unser

Lehrer den Strom ein und die Hand zog sich zur Faust zusammen. Zum Geld kamen wir nicht. Aber er hatte sein Ziel erreicht. Die Messe hatten wir vor lauter Eifer verpasst.

Politisch wurden wir durch ihn „bestens“ im Sinne des NS-Staates unterrichtet. Zeitungsberichte zu besprechen, gehörte fast jeden Tag zum Schulunterricht. Er war eben, wie man so sagt, ein hundertprozentiger Parteigenosse. Wenn er in seiner Parteiuniform vor uns stand, war er fast ein Abbild des viel gepriesenen Führers Adolf Hitler. Immer wieder versuchte er, uns für Kirche und Religion blind und taub zu machen. Heute weiß ich, ohne mein streng katholisches Elternhaus, wo ich immer ermahnt und gewarnt wurde, wäre ich als junger Mensch für das neue System sicher ansprechbar geworden.

Sport treiben, Flugmodelle bauen, Schulgartenarbeiten, Baumveredelung usw. waren Dinge, mit denen unser Lehrer uns begeistern konnte. Vor allem aber galt immer wieder die Erziehung im nationalsozialistischen Gedankengut. Eins möchte ich jedoch auch sagen: wurde während der Schulzeit ein Messdiener zum Versehgang gebraucht, bekam man für diese Tätigkeit bei ihm frei. Wahrscheinlich hatte der damalige Pfarrer Schlechter mit dem Lehrer ein Abkommen geschlossen.

Gerne hätte ich bei der Hitlerjugend die Fanfare geblasen. Ich habe es auch angefangen, ging es dann aber zum Üben, musste ich zu Hause meistens eine besondere Arbeit verrichten. Somit kam für mich das Aus im Fanfarenzug.

Meine Schulzeit war mittlerweile zu Ende und ich trat im hiesigen Rüstungsbetrieb bei den Siepmann-Werken meine dreieinhalbjährige Ausbildung an. Im gleichen Jahr starb mein Vater, und ich wurde noch mehr in der häuslichen Tätigkeit eingespannt. Hitlerjugend wurde für mich immer mehr eine Nebensache. Es blieb dafür nur soviel übrig, wie es in der damaligen Zeit unbedingt erforderlich war.

1940 kam ein neuer Vikar nach Belecke. Es war Vikar Kettermann. Dieser baute trotz Krieg neue katholische Jugendgruppen auf. Das war nicht direkt von den Nazis verboten, aber die Zusammenkünfte durften nur unter religiösen Aspekten stattfinden.

Öfter wurden wir im damaligen Pfarrsaal von heimischen Hitlerjugendführern an der Tür belauscht. Sie wollten wissen, was bei uns ablief. Das erweckte in uns dann einen gewissen Ansporn, noch mehr in der katholischen Jugend tätig zu werden. In dieser Zeit war ich auch einige Jahre mit meinem Freund in der Borromäus-Bücherei aktiv. Ich besitze heute noch ein Bild vom damaligen Vikar mit Widmung aus dem Jahre 1940 für treue Mitarbeit. Ich erinnere mich gut, wie Herr Kettermann uns informierte, dass die Bücherei kontrolliert werden sollte, ob auch nur religiöse Bücher als Bestand vorhanden wären. Wir haben dann einen Teil der Bücher eingepackt und in unseren Häusern für einige Zeit deponiert. Das war wohl in der damaligen Zeit nicht ungefährlich. Die Kontrolle fand aber nicht statt. Nach längerer Wartezeit kamen die Bücher dann wieder in die Regale zurück.

Es war jetzt das Jahr 1941. In Paderborn wurde ein neuer Bischof geweiht. Unser Vikar machte uns stark, doch daran teilzunehmen. So machten wir uns mit vier Jungen auf nach Paderborn. Wir durften aber nicht als Gruppe reisen. Mit gutem Anzug, Schlips und Kragen, Koffer an der Hand, fuhren wir los. Unser Vikar schickte uns zum Paderborner Generalvikariat; dort wurde uns ein Quartier in der Heierstraße angewiesen. Alles war im Stillen organisiert.

Der neue Erzbischof Lorenz Jäger kam als Divisionspfarrer von der Ostfront und wurde als Freund der Jugend bezeichnet. Darum auch der große Aufmarsch der katholischen Jugend zu seiner Weihe. So konnten wir mit vielen Jungen und Mädchen Erlebnisse und Erfahrungen aus anderen Gruppen austauschen. Es war allen klar, bei den Aktivitäten in den Gruppen war große Vorsicht geboten, sonst konnte es gefährlich werden.

Dann kam der Tag der Weihe; es war ein nie vergessenes Erlebnis. Zwei Stunden vor Beginn waren wir am Dom. Bis draußen standen die Menschen, alles war voll. In den zwei Stunden hatten wir uns bis zur Kommunionbank im Dom vorgearbeitet. Offiziere mit Orden und Ehrenzeichen hatten ihre Ehrenplätze eingenommen. Wir konnten von unserem Platz alles gut verfolgen.

Nach der Feier stand vor dem Dom die Kutsche mit Pferden bespannt und wartete auf den neuen Erzbischof. Nach großem Jubel saß er endlich zum Abfahren bereit. Eifrige Jugendliche spannten die Pferde aus, und die Kutsche mit dem Erzbischof wurde von Menschenhand geschoben und gezogen. Aufmarschierte Polizeikolonnen wollten die Begeisterung der Menge klein halten. Besonders wir Jugendlichen gerieten fast außer Rand und Band. Die Polizei spürte wohl ihre Machtlosigkeit und zog wieder ab. Der Erzbischof wurde so unter großem Jubel bis zum Bischofspalais gefahren. Am Nachmittag fand eine große Jugendfeier in der Jesuitenkirche in Paderborn mit dem neuen Bischof statt. Bei seinem Eintreffen wurde er dort von uns jungen Menschen mit lauten Rufen „Heil unserem Erzbischof“ empfangen. Welch ein Erlebnis in der damaligen Zeit!

Mit großer Freude kehrten wir nach Belecke zurück.

Neue Kraft hatten wir für unsere Arbeit in der Jugendgruppe mitgebracht. Später hörten wir, dass man einige junge Leute, die an der Weihe teilgenommen hatten, aus welchem Grunde weiß ich nicht, verhaftet hatte.

Bei den Gruppenstunden in Belecke ging die Bespitzelung durch einige HJ-Führer weiter. Wenn z. B. eine Nikolausfeier veranstaltet wurde und der Nikolaus über die Straße zum Pfarrsaal ging, bestellten wir einen Erwachsenen als Geleitschutz, um Handgreiflichkeiten zu vermeiden.

Das Jahr 1942 wurde für alle Belecker ein trauriges Jahr. Die Glocken unserer Kirche, die wir so oft geläutet hatten, mussten für den Krieg geopfert werden. Ende des Jahres wurde ich achtzehn Jahre alt und somit aus der Hitlerjugend verabschiedet. Man sollte automatisch in die Partei übernommen werden.



Belecker Jugendliche bei der Weihe von Erzbischof Lorenz Jäger im Jahr 1941

Im Rathaus fand die Aufnahme statt. Ein Belecker HJ-Führer sagte mir am Aufgang zum Rathaus: „Es tut mir leid, du kannst nicht aufgenommen werden. Du bist es nicht wert, Parteigenosse zu werden.“

Mein Gedanke war: Was nun? Ich war in keiner nationalsozialistischen Organisation mehr registriert. Da habe ich mich in der Freiwilligen Feuerwehr Belecke angemeldet. Es dauerte nicht mehr lange, und im März 1943 musste ich mit achtzehneinhalb Jahren Soldat werden. Damit war ein Kapitel meines Lebens zu Ende.

Der Krieg tobte auf allen Schauplätzen in der Welt. Ich kam als junger Soldat zur Ausbildung nach Dänemark. Heute muss ich öfter von jungen Menschen den Vorwurf hören: „Ihr durftet das nicht mitmachen, musstet euch dagegen stellen.“ Sicher haben einzelne Leute das gemacht. Aber womit mussten diese dafür bezahlen? Ich habe es in meiner Ausbildungszeit erlebt: Mit dem Tod wurden sie bestraft.

Zwei Fälle möchte ich erzählen:

In Bielefeld wurden wir als Soldaten eingekleidet und auf Führer, Volk und Vaterland vereidigt. Ein junger Mann trat vor, meldete sich als Bibelforscher und verweigerte den Fahneid. Er wurde abgeführt, wir nach Dänemark verfrachtet. Nach einigen Wochen kam der junge Mann auch bei uns an. Man hatte ihn vor die Wahl gestellt, den Fahneid zu leisten oder vor das Kriegsgericht gestellt zu werden. Er zog das Weiterleben vor und beruhigte sein Gewissen mit der Überzeugung: Wenn ich heil aus dem Krieg zurückkomme, kann ich weiter für meinen Glauben und für meine Religion leben.

Der zweite Fall war ein junger Soldat, genauso alt wie ich. Aus Heimweh versuchte er dreimal, aus der Armee zu flüchten. Auf Fahnenflucht stand das Todesurteil. Er wurde im Morgengrauen in unserem Beisein erschossen.

Wer besaß da noch den Mut, sich gegen Krieg und Nazismus zu stellen?

Willi Wessel-Knapschulte, Ü

So wurde ich Jungmädchen

Im Alter von zwölf Jahren hatte ich die Aufgabe, meine jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen und anfallende Haus- und Gartenarbeiten auszuführen. Somit blieb außer den Schulaufgaben wenig Zeit für eigene Belange. Deshalb durfte ich auch nicht zu den sogenannten JM-Diensten. Eines Tages - ich beaufsichtigte meinen Bruder Paul, der zwei Jahre alt war, - kamen zwei Führerinnen und wollten mich abholen zum JM-Dienst (Leibeserziehung etc.). Zu den Treffen, an denen ich sonst nicht teilnehmen durfte, bin ich weinend und widerstrebend mitgegangen; ich kam mir vor, als wenn ich abgeführt würde. Später, als ich älter war, bin ich gerne zum BdM-Dienst gegangen, denn dieser bestand ausschließlich aus Sport und wurde des Abends im Kindergarten (Schützenhalle) abgehalten.

N.N.

Umgang der Nazis mit missliebigen Personen - Die Verfolgung der Juden

Ein heute 85-jähriger Belecker Bürger berichtete über seine Erfahrungen mit dem NS-System

1923 Einschulung

1924 Vater wird bei der „Union“ entlassen

1931 Glücksfall: Lehrstelle bei Siepman erhalten, Stundenlohn 0,15 RM, Wochenlohn zwölf bis sechzehn RM

1934 unter Druck Austritt aus dem Gesellenverein und Eintritt in die HJ

1935 Eintritt in die SS, wegen einer Krankheit im Kindesalter leicht behindert, d.h. er brauchte am aktiven Dienst nicht teilnehmen, war somit „zahlendes Mitglied“

1936 Eintritt in die Werkschar der Siepman-Werke

1938 Reichsarbeitsdienst

1939 nach Rückkehr zum Arbeitsplatz Austritt aus der SS und Eintritt in die Partei. Die Absicht, eine Ingenieurschule zu besuchen, wurde mit folgendem Argument abgelehnt: „Wir brauchen keine Ingenieure, die uns in zehn Jahren nutzen, wir brauchen jetzt Leute, die anpacken können.“ - Die Quittung für das anmaßende

Schul-Vorhaben: Dienstverpflichtung für überwiegend körperliche Arbeiten in Süddeutschland

Der zuständige Arzt bei der Tauglichkeitsuntersuchung fragte: „Was wollen Sie denn hier, wer hat Sie denn geschickt?“ - Ergebnis: Endgültige ärztliche Freistellung von schweren körperlichen Arbeiten, dazu ein Brief an den Arbeitgeber, in Zukunft gefälligst brauchbare Männer zu schicken. Der junge Mann wurde wieder eingestellt. Er sollte jetzt aber größeren Einsatz in der Parteiarbeit zeigen

Durch den Ausfall eines Blockleiters der NSDAP musste er dessen Stelle übernehmen

1942 Übernahme in die Ausbildung des Lehrlingsnachwuchses

1944 Oktober: als Blockleiter Beschwerdebrief an den Ortsgruppenleiter und alle anderen Blockleiter. Inhalt: Beschwerde über einen Lehrer, der einen Hitlerjungen anwies, Mädchen, die zum Treffen in die Vikarie gingen, notfalls auch körperlich davon abzuhalten. (Der Junge war HJ-Führer und als Lehrling von dem Zeitzeugen ausgebildet worden.)

Nach heftiger Aussprache beim Ortsgruppenleiter: „Entweder Zurücknahme der Beschwerde oder Abholung durch den SD“

Widerstand gegen die Nazis mit Existenz bedrohenden Nachteilen bezahlt

Der Verwaltungsbericht für das Jahr 1933 meldet für das Amt Warstein 35 Personen, die in „Schutzhaft“ genommen wurden. Vier davon wurden für längere Zeit in ein staatliches KZ eingeliefert. Auch Belecker waren darunter. Der Kaufmann Albert Hagemann wurde als erster Belecker ins KZ Esterwegen im Emsland abtransportiert. Einmal in der Woche durfte er nach Hause schreiben. Auf seinen Briefen war mit Stempel aufgedruckt, dass er auch nur einmal in der Woche Post erhalten durfte.

Sein Bruder August Hagemann war den Nazis als „Deutsch Nationaler“ bekannt und ihnen ein Dorn im Auge wegen seiner öffentlich bekundeten Gegnerschaft zum Regime. Achtmal wurde er in Warstein bzw. Dortmund in Untersuchungshaft genommen.

Im Jahre 1937 war er über Ostern in Dortmund inhaftiert. Vor seinem Hause hatte die schwarz-weißrote Fahne geweht, aus der das schwarze Hakenkreuz heraus geschnitten war. Obwohl August Hagemann nicht der Täter gewesen war - Jahre später gab sich der Sohn als solcher zu erkennen - wurde er von der Gestapo abgeholt. Zum Tag seiner Silberhochzeit erhielt er einen Tag Urlaub. Anscheinend zeugte das von Großzügigkeit gegenüber der Familie. Doch selbst die neunjährige Tochter musste sich 1938 anlässlich der Volksbefragung zum „Anschluss“ Österreichs an das Reich von der Klassenlehrerin sagen lassen: „Sieben Stimmen waren gegen Hitler, und davon kommen allein drei Gegenstimmen aus eurem Haus. Ihr solltet euch schämen.“ Im selben Atemzug wurde die gleichaltrige Tochter des Belecker Ortsgruppenleiters wegen Leistungen und Arbeit ihres Vaters in Belecke gelobt.

Schlimmer als diese Bloßstellungen, schlimmer als die sich jährlich wiederholenden Einlieferungen in die Untersuchungshaft war der geschäftliche Boykott gegenüber August Hagemann. So erhielt er eines Tages die Nachricht, den Beleckern sei empfohlen worden, seine Gastwirtschaft zu meiden. Folgeschwerer erwies sich jedoch der Entzug öffentlicher Aufträge. Bisher hatte August Hagemann die Landeskrankenhäuser in Warstein, Marsberg, Eickelborn etc. beliefert. Damit war von heute auf morgen Schluss. Als er sich mit Kleinaufträgen an Privatkunden „über Wasser halten“ wollte, schrieb ein Belecker Konkurrent an seine Lieferfirmen und veranlasste, die Lieferungen an August Hagemann einzustellen, da er politisch nicht zuverlässig sei. Um die Familie ernähren zu können, musste August Hagemann Land verkaufen. Im Laufe der Jahre summierte sich die Zahl auf ca. 25 Morgen (über sechs Hektar). Allein im Jahr 1937 wechselten elf Morgen den Besitzer für rund 15.000 RM.

In den Kriegsjahren gab es neue Anschuldigungen gegen August Hagemann und seine Familie. Es war bekannt geworden, dass Fremdarbeiter von der Polin, die dort im Hause arbeitete, beköstigt worden waren, weil sie hungerten.

Nach dem Krieg wurde berichtet, in Belecke hätten führende Nazis eine sogenannte „schwarze Liste“

aufgestellt (leider ist sie nicht mehr auffindbar), auf der die Männer verzeichnet standen, die nach dem Endsieg wegen Widerstandes gegen das Regime liquidiert werden sollten. Wen wundert es, dass mit an der Spitze dieser Liste August Hagemann gestanden haben soll!

„Wenn das Judenblut vom Messer spritzt ...“

Als Kind war ich vernarrt in Pferde. Jetzt, im Sommer 1939, hatte Fierlers Liese - wie jedes Jahr - wieder ein Fohlen bekommen. Franz Joseph versprach, mir das junge Füllen zu zeigen. „Ich nehme dich morgen Mittag mit in den Pferdestall,“ sagte er. Anderntags eilte ich aus der Schule schnurstracks zum Friedhofseingang am Westerberg. Unterhalb der Hecke, noch vor „Beelen Loch“, wie der jetzige untere Friedhof damals hieß, hatte man einen Schulgarten angelegt. Dort arbeiteten im Moment die oberen Jungklassen unter Aufsicht von Hauptlehrer Laza-

rus. „Hol mich dort ab!“ hatte Franz Joseph mir geraten.

Während ich ungeduldig von einem Fuß auf den anderen hüpfte und auf den Unterrichtsschluss wartete, ertönte plötzlich im Schulgarten die Trillerpfeife. Alle Jungen stürzten zu ihrem Lehrer, und sie brüllten aus vollem Halse ein Lied, dass mit dem Satz endete: „...wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's nochmal so gut!“

Meine Aufmerksamkeit galt aber nicht dem Lied, sondern einer Kutsche mit einem prächtigen Pferd, die gerade den Westerberg hinab kamen und dann in schneller Fahrt in den Neuen Weg einbog. „Singt ihr immer zwischen der Gartenarbeit?“, fragte ich Franz Joseph nachher. „Nein“, antwortete er, „aber in der Kutsche saß ein Jude aus Rüthen!“

Erst viele Jahre später wurde mir bewusst, was das Lied mit dem „Judenblut“ zu bedeuten hatte.

<h1>Postkarte</h1>	
<p style="text-align: center;">Konzentrationslager Esterwegen (Hümmling)</p> <p>Auszug aus der Lagerordnung:</p> <p>Jeder Häftling darf in einer Woche einen Brief oder eine Postkarte empfangen und auch absenden. Die Briefzeilen müssen übersichtlich und gut lesbar sein. Postsendungen, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, werden nicht zugestellt, bezw. befördert. Pakete jeglichen Inhalts dürfen nicht empfangen werden. Geldsendungen sind zulässig und kann im Lager alles gekauft werden. Nationalsozialistische Zeitungen sind zugelassen, wenn dieselben vom Verlag unter Streifband versandt werden.</p> <p style="text-align: right;">Der Lagerkommandant.</p>	<div style="border: 1px dashed black; width: 100px; height: 100px; margin: 0 auto;"></div> <hr/> <hr/> <hr/> <hr/>



H.F. 35.

Wenn Trübsal kommt, dann nicht verzage,
Es kommen wieder bessere Tage!

Immer Albert
mit einem Wacker

Jüdische Cousine gerettet, obwohl Todesstrafe drohte

Bevor wir schildern, wie in Belecke eine jüdische Frau den Holocaust überlebte, müssen wir zum besseren Verständnis einen knappen Blick in die nationalsozialistische Judenpolitik werfen.

Am 15. September 1935 wurden auf dem Nürnberger Parteitag der NSDAP die Rassengesetze verkündet, so das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“, das die Mischehe zwischen Juden und Nichtjuden verbot. Vor Kriegsausbruch kündigte Hitler am 30. Januar 1939 die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa an, falls es zu einem Krieg kommen würde.

Am 1. 09. 1939, mit dem ersten Tag des Krieges, legte man für die Juden Ausgehzeiten fest, erlaubte ihnen den Einkauf nur in bestimmten Geschäften zu vorgeschriebenen Zeiten, teilte ihnen weniger Lebensmittelrationen zu und verpflichtete sie zur Zwangsarbeit. (Ihre erlernten Berufe durften sie schon länger nicht ausüben, ihre Geschäfte waren schon vorher geschlossen worden.)

Ab 1. 09. 1941 mussten alle Juden den gelben Judenstern tragen, seit dem 1. Oktober 1941 galt für die Juden ein Ausreiseverbot. Sie konnten Deutschland nur noch illegal verlassen.

Am 20. Januar 1942 wurde auf der Wannseekonferenz in Berlin die „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen. Das bedeutete den systematischen Abtransport der Juden aus Deutschland und allen besetzten Gebieten in die Konzentrationslager mit dem Ziel der Ermordung.

Von 1933 bis zum Ausreiseverbot waren rund 400.000 Juden ins Ausland geflohen. Zur Zeit der Wannseekonferenz befanden sich noch etwa 130.000 Juden in Deutschland, jetzt gnadenlos dem Henker ausgeliefert, wenn sie nicht irgendwie heimlich Hilfe bekamen. Am 1. 09. 1944 lebten von ihnen nur noch wenige mehr als 14.000. Auch die mit Deutschen in Mischehen lebenden jüdischen Ehepartner wurden verfolgt und deportiert, besonders wenn die Ehe kinderlos war.

Eine von diesen kinderlosen jüdischen Ehepartnern war Else Dauk, geborene Lennhoff, Volljüdin. Ihr Mann Heinz Dauk war Herrenschneider in Wupper-

tal-Elberfeld. Als die Deportation der deutschen Juden auch Else Dauk bedrohte, flüchtete sie zu Verwandten nach Anröchte, zur Familie Josef Bürger. Nach Aussage des heute 75-jährigen Franz Blanke, Anröchte, erfuhr die Gestapo davon. Der damalige Ortsgruppenleiter Jakoby stellte sich schützend vor Josef Bürger. Else Dauk entkam nach Siddinghausen zur Familie Gottschalk. Frau Gottschalk, eine geborene Eickhoff aus Anröchte, war die Cousine von Elses Mann Heinz Dauk.

Der damals 15-jährigen Tochter im Hause Gottschalk wurde Else Dauk als eine Fremde namens Frau Klein vorgestellt, die aus der Stadt kommend sich auf dem Lande erholen solle. Der Tochter fiel natürlich auf, dass die Fremde niemals das Haus verließ und sofort aus dem Blickfeld verschwand, wenn jemand Gottschalks aufsuchte, was in ihrem Handwerkerhaus recht oft geschah.

Als im Herbst 1944 die SS in Siddinghausen Quartier nahm, musste Else Dauk abermals ihre Koffer packen, fuhr mit der Reichsbahn nach Brilon und von dort mit der WLE nach Belecke. Im Haus von Adam Bürger fand sie in der Beukenberger Straße Unterkunft. Bürgers Frau Augustine, eine geb. Eickhoff aus Anröchte, war genauso wie Frau Gottschalk, ihre Schwester, eine Cousine von Heinz Dauk.

Es begann ein beispielloses Versteckspiel. Nach draußen durfte Frau Dauk nicht, zumindest nicht bei Tage. Die fünf- und dreijährigen Töchter Bürgers waren keine Gefahr. Sie fühlten sich bei Tante Else wohl, z. B. als die eigene Mutter zur Geburt ihres Brüderchens Franz im Krankenhaus weilte. Aber überall lauerten die Gefahr und die Angst entdeckt zu werden. Dagegen war die Versorgung eines zusätzlichen Essers ohne Lebensmittelkarten ein kleines Problem. Konnte über Monate verborgen bleiben, dass jemand „mehr“ im Hause war? Zur Tarnung und Verschleierung luden Bürgers dann und wann Cousinen und Nichten zu Besuch, die sich im Garten, an den Fenstern, auf der Haustreppe zeigen mussten.

Dann passierte es doch, wie Adam Bürger es später einer vertrauten Person erzählte. Der Belecker Ortsgruppenleiter Ernst Stiebing sprach ihn eines Tages an: „Wir wissen, dass du in deinem Haus eine Jüdin

versteckt hältst. Wenn sie nicht in kürzester Zeit verschwunden ist, weißt du, was mit dir passiert!" Adam Bürger wusste es. Konzentrationslager oder sofort die Todesstrafe warteten auf ihn und sicher auch auf seine Frau. Woher hatte Herr Stiebing die Nachricht? Hatte ihn der Ortsgruppenleiter von Anröchte informiert? Adam Bürger war klar, jetzt musste er handeln und er tat es nach dem Motto „Angriff ist die beste Verteidigung“. „Du hast Recht“, sagte er zu Stiebing, „aber wenn du mich anzeigst, werde ich erzählen, dass du schon lange die Tatsachen kennst und nicht weiter gegeben hast. Dann bist du genauso dran wie ich.“ Der Schlag saß. Ernst Stiebing schwieg. War es Angst, war es die Einsicht, dass der Krieg schon bald mit bösen Konsequenzen für die Nazis zu Ende gehen würde? Jedenfalls tauchten weder Polizei noch Gestapo in der Beukenberger Straße auf. Fast unglaublich die Wiederholung der Ereignisse in Anröchte und Belecke, aber wahr!

Der Ehemann der Jüdin Heinz Dauk ahnte von allem nichts. Er war schon Jahre Soldat und wusste von nichts. Else Dauk aber überstand die Schrecken und die Brutalität der Judenverfolgung dank der Hilfe der Verwandten in Anröchte und Siddinghausen. Vor allem aber haben die Unerschrockenheit und der Mut der Familie Bürger in Belecke - unter Gefährdung ihres eigenen Lebens - das Leben ihrer angeheirateten jüdischen Cousine gerettet.

Else Dauks vier Schwestern wurden im Konzentrationslager vergast!!

Der Kampf ums tägliche Brot

Eine Kuh wird gekauft

Meine Eltern hatten als Zwanzigjährige den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erlebt. Papa war vier Jahre an der Front gewesen, Mama erzählte immer wieder von dem furchtbaren Steckrübenwinter 1917/18, als die Menschen vor allem in den Städten erbärmlich gehungert hatten. Sie selbst hatte die Zeit in Düsseldorf und Köln erlebt. Als 1938/39 das Gerede „Es gibt bestimmt Krieg“ nicht verstummte, beschloss mein Vater: Eine Kuh wird gekauft. Ob

Mama einverstanden war, weiß ich nicht. Aber genau erinnern kann ich mich an den Samstag Abend, als es soweit war. Ich saß in der Zinkbadewanne in der Küche, um vom wöchentlichen Schmutz gereinigt zu werden, als Papa in die Küche kam und sagte: „Beeil dich, Bless steht im Stall und wartet auf dich!“ Selten bin ich so schnell aus der Wanne geklettert und die steile Kellertreppe hinunter geflüzt, wie an jenem Abend. Da stand sie also und muhte wegen der ungewohnten Umgebung. Bisher hatte sie in einer Reihe mit noch sechs anderen Kühen gestanden; ab heute war sie Einzelgängerin. Eigentlich sollte sie ja zum Metzger. Sie hatte bereits siebenmal gekalbt und galt als uralte. Aber sie hat bei uns noch fünf Kälber zur Welt gebracht - und uns satt und gesund durch den Krieg. Wie habe ich diese Kuh gemocht. Mir wurde sehr bald klar, dass sie uns vor Hunger bewahrte. Jeden Tag im Krieg habe ich meine Milchsuppe gelöffelt, angedickt mit Weizen- oder am Ende des Krieges mit herbem Roggenmehl. Wenn auch kein Fleisch mehr auf der Asse (=Vorratsraum und Räucherammer) und kein Brot mehr in der Trommel war, unsere Milchsuppe blieb uns dank unserer guten Bless erhalten.

Teilselbstversorger in Brot

Ab dem 1. September 1939 gab es Lebensmittelkarten, die von den Ämtern - siehe Jahresberichte der Amtsverwaltungen - schon Monate vor dem Kriege vorbereitet worden waren. Noch vier bis fünf Jahre nach dem Kriege bis 1949/50 konnte man Lebensmittel nur auf Karte kaufen.

Je nach Alter und Schwere der körperlichen Arbeit (Schwer- und Schwerstarbeiter-Karte) wurde jedem Einzelnen seine Portion an Butter, Fleisch, Brot, Zucker, Mehl usw. je Woche zugeteilt. Wer selbst Brotkorn erntete, bekam je nach Menge des gedroschenen Korns für eine bestimmte Zeit des Jahres (Bauern das ganze Jahr über) keine Brotmarken.

Durch die mit Korn „erkaufte“ Großzügigkeit des Wiegemeisters hatte man manchmal ein paar Zentner Brotkorn mehr als auf dem Wiegeschein angegeben war. Aber gemäß Wiegeschein durfte der Müller nur diese angegebene Menge mahlen. Wie wurde

das Restkorn zu Mehl und zu Brot? Wie konnte man den Müller dazu bringen, die zusätzliche Menge zu mahlen? Mit Geld war kein Müller zu überzeugen. Schon eher mit guten Worten und mit Naturalien, sprich Mehl. Der Müller kennt einen alten Begriff, das „Multern“. Multern bedeutete früher, dass der Müller von jedem Zentner Getreide einen Teil einbehalten durfte als Bezahlung für seine Arbeit oder als Teil seiner Bezahlung. Während des Krieges und nach dem Kriege bezahlte man dem Müller die Gefälligkeit des Schwarzmahlens, indem man ihm das Multern zugestand. Neben dem normalen Mahlpreis (Barzahlung) erhielt also der Müller eine bestimmte Menge des Mehls. Natürlich wurden auch die Müller kontrolliert. Während der Besatzungszeit wurde die Kontrolle durch die Engländer besonders streng durchgeführt, so dass z. B. Beda Stütting sich häufig weigerte, „schwarzes“ Korn zu mahlen.

Was war da zu tun? Dazu berichtet uns A. H., damals zwanzig Jahre alt:

„Eines Abends im Dunkeln fuhren wir mit dem Handwagen von Belecke Richtung Rüthen die Möhnestraße entlang. Wir hatten vier Zentner Roggen geladen. Zwischen dem Altenrüthener und dem Rüthener Bahnhof lagen an der Möhne zwei Mühlen. Unser Ziel war die zweite von Belecke aus. Dort sollte der Roggen gemahlen werden. Was mein Vater Tage vorher mit dem Müller besprochen hatte, wie das Geschäft abgewickelt wurde, weiß ich nicht, denn der Müller wollte keinen weiteren Zeugen haben. Wir luden unsere Fracht ab und fuhren dann heim. Nach acht Tagen wanderten wir wieder am dunklen Abend Richtung Rüthen und holten Roggenmehl und Kleie ab. Ob das Schwarzmahlen mit Multern bezahlt wurde oder ob der Müller andere Naturalien, z. B. Rauchwaren, Alkohol oder etwas anderes bekam, hat mein Vater nie erzählt. Er stand auf dem Standpunkt: Was man nicht weiß, kann man auch nicht leichtfertig ausplaudern.“

Das Mehl brachte man zum Bäcker, in Belecke entweder zu Hoppen in der Lanfer, zu Hensen in der Bahnhofsstraße oder zu Humperts in Oberbelecke. Unser Mehl bekamen Humperts, und wir erhielten eine entsprechende Anzahl Brotkarten nach der gelieferten Menge. Diese Brotkarten waren praktisch

nur eine schmale feste Papierrolle mit Stempelaufdruck „Bäckerei Humpert“. Wenn wir Brot holten, hatten wir also keine Lebensmittelkarten, sondern gaben je Brot ein Stempelkärtchen ab. Für das Backen zahlte man während und auch nach dem Kriege zehn, später zwanzig Pfennig. Ein Fünf-Pfund-Graubrot kostete damals fünfundsiebzig Pfennig, das Fünfzig-Gramm-Weizenbrötchen fünf Pfennig.

Dreschen bei Stüttings Mühle im Kriege

Es war ein sonniger Tag im August 1944. Vor acht Tagen hatten wir am Seller Roggen gemäht. Heute Nachmittag gegen fünf Uhr kam mein Onkel mit dem Gespann, um einzufahren. Als er auf dem Felde anhielt, fasste er erst prüfend in die Richten und sagte dann: „Jau, dai ies droige genauk. Dann men loss!“

Mit dem vollen Fuder waren wir um sechs Uhr bei der Mühle und erschraaken mächtig. Welch ein Gedränge, der Vorplatz war rappellvoll mit Kornfudern. Papa ging zu Stüttings Jupp, dem Dreschkasten-Besitzer. Ja, zehn Fuder waren vor uns an der Reihe, jedes Fuder würde circa eine halbe Stunde zum Dreschen benötigen. Also, vor elf Uhr nachts kamen wir nicht zum Zuge. Onkel Johannes war mit den Pferden schon nach Hause gegangen, unser Fuder stand in der Reihe der abgestellten Wagen. Wir stellten fest, wer alles vor uns am Dreschen war, und gingen auch erst mal für vier Stunden nach Hause.

Zuhause zählten meine Schwestern und ich - mein älterer Bruder war Soldat in Frankreich - nach, wieviel Familien und wer jedes Jahr bei der Mühle sein Korn drosch. Nur für Oberbelecke kamen wir zu folgendem Resultat: neun Pferdebauern droschen zu Hause, und zwar nach Einbringung der gesamten Ernte. Zu ungefähr neun Kuhbauern, also Familien, die ihre Kühe anspannten und ihr Land damit bearbeiteten, kam der Dreschkasten auch auf den Hof. Sie ernteten mindestens sechs bis sieben Fuder Getreide. Gut dreißig Familien in der Altstadt besaßen nur ein paar Morgen Land und hatten ein, zwei oder drei Fuder Getreide, das bei der Mühle gedroschen wurde, zuerst Gerste, dann Roggen und Weizen und zuletzt Hafer.

Um halb elf waren wir wieder zurück am Dreschplatz. Es war noch taghell. In den Kriegsjahren wurde die Uhr um zwei Stunden vorgestellt, so dass an hellen Hochsommertagen noch um halb zwölf bei Tageslicht gearbeitet werden konnte. Der Dreschkasten brummte sein eintöniges Lied. Er stand in der mittleren der drei großen Deelen. Von der rechten Deele wurden gerade die Garben vom Fuder auf den Dreschkasten geworfen. Auf die linke Deele schob man eben ein volles Fuder. Danach sollten wir an die Reihe kommen. Wir hatten also Zeit zum Reden, zum Umherlaufen, zum Beobachten und Schnüffeln, wie es Kinder gerne tun.

Insgesamt zählte ich dreizehn Leute auf dem Platz, je vier Personen für die drei Dreschparteien - wir sollten heute abend die letzten sein - und den Maschinenmeister Heinrich Müller, genannt Schellwald. Außer ihm und meinem Vater sah ich nur noch einen einzigen Mann, sonst nur Frauen und ältere Kinder. Alle jungen Männer waren im Krieg. Die Hauptarbeit in Feld und zu Hause blieb den Frauen. Natürlich waren Fremdarbeiter eine gute Hilfe, aber um diese Tages- oder besser Nachtzeit waren die im Lager. Gegenseitige Hilfe war also angesagt. Auch hier am Dreschplatz half jeder jedem, wenn es erforderlich war. Den wenigen Männern blieb die schwere Arbeit bei den Kornsäcken, beim Abladen der Garben oder dem Aufladen der Bunde des gedroschenen Strohs. Ich sah zwei Frauen auf dem Dreschkasten, die eine nahm die Garben vom Fuder an, die andere musste die Garben gekonnt in den Dreschkasten einlassen. Das wollte verstanden sein, man musste zu diesem Zweck den Strohstrick durchschneiden und die aufgelöste Garbe nach und nach eingeben. Vor dem Dreschkasten stand eine dritte Frau, die die Strohbunde an die Seite packte. Später mussten die auf den Wagen geladen werden, nachdem man die Kornsäcke auf die Bodenplatte gelagert hatte.

Plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch und der Dreschkasten hörte auf zu brummen. Was war geschehen? Eine Garbe war unaufgeschnitten in den Dreschkasten gerutscht und hatte die Maschine verstopft. Der Maschinenmeister fluchte, eilte zum Schaltwagen, stellte den Motor ab, öffnete eine Klappe und beseitigte unter äußerster Kraftanstren-

gung den Stau. Über zehn Minuten dauerte die ganze Prozedur, bis das Dreschen fortgesetzt wurde.

Endlich flog die letzte Garbe vom Wagen nach oben. Nun wurde zusammengeharkt und zusammengefeht, was lose auf dem Wagen und daneben auf der Deele lag. Da stellte ich fest, dass schon alle Säcke von der Abfüllung genommen und zugebunden wurden. Nach meinen Erfahrungen wusste ich, dass sicherlich noch zwanzig bis dreißig Pfund Korn vom Nachfegen und Nachharken gedroschen werden konnten. Papa klärte mich auf, dass man in diesen Zeiten nicht alles mit Geld kaufen könne. Dem Mühlenbesitzer und dem Maschinenmeister stünde dieser kleine Anteil zu. Außerdem müsse man großzügig sein, das gedroschene Korn müsse vom Dreschmeister gewogen und der Lebensmittelbehörde gemeldet werden. Danach erhielten die Selbstversorger oder Teilselbstversorger für bestimmte Zeiten keine Brotmarken. Also wünsche jeder, der hier dresche, dass ihm möglichst weniger Korn angeschrieben würde, als tatsächlich gedroschen worden war. Dafür verzichte man gern auf den Rest. Auch hier gelte: Eine Hand wäscht die andere.

Endlich konnten wir unser Fuder auf die rechte Deele schieben, in einer halben Stunde würde es losgehen. Langsam rückte die Uhr auf zwölf zu. Es war dunkel geworden. Uns wurde daher kurz und knapp bedeutet: „Heute gibt es nichts mehr. Wegen feindlicher Flieger dürfen wir nicht Licht machen, dann gibt es Ärger. Ihr seid morgen früh um fünf Uhr die ersten.“ Uns blieb nichts übrig, als uns in unser Schicksal zu fügen.

Um fünf Uhr am anderen Morgen standen wir an der Mühle. Kurz vor sechs waren die Roggensäcke auf dem Wagen und darüber das gedroschene Stroh. Papa ging sofort von der Mühle zu Siepmann, um sechs Uhr begann seine Schicht. Wir schlichen müde nach nur vier Stunden Schlaf den Haan hinauf nach Hause. Irgendwann am Nachmittag würde Onkel Johannes den Wagen holen und vor unser Haus fahren. Dann konnte er abgeladen werden.

N.N.

Wir mussten die Pacht in Naturalien bezahlen

Es war unmittelbar vor dem Kriege. Ein älteres Ehepaar gab seine kleine landwirtschaftliche Nebenerwerbsstelle auf. Die beiden Kühe wurden verkauft, man schlachtete zum letzten Mal ein Schwein und auch die paar Hühner wurden abgeschafft. Das Land stand zur Pacht frei.

Unser Vater entschloss sich, zehn Morgen zu pachten, acht Morgen Heuwiese und Kuhweide und zwei Morgen Ackerland. Jeder sprach vom Krieg, und da konnte eine kleine Landwirtschaft in schweren Notzeiten die Familie und die städtische Verwandtschaft vor Hunger schützen.

Als dann der Krieg ausbrach, waren unsere Verpächter die ersten, die die Hand aufhielten. Auf den Liter Milch, den ich allabendlich zu ihnen bringen musste, kam es nicht an. Da traf uns die Abgabe der Butter z. B. bedeutend härter.

In jenen Jahren erhielten die Milchlieferanten einmal in der Woche von der Niederbergheimer Molke- rei ihre Butterzuteilung. Eine Zeitlang bekamen wir für unseren Fünfpersonenhaushalt wöchentlich zweieinhalb Pfund Molkereibutter.

Der Milchfahrer - ein Belecker Landwirt oder im Wechsel auch zwei - legte bei der Rückkehr von der Molkerei die Butter in den Milchkannendeckel, der umgekehrt auf die Kanne gelegt wurde. Da standen dann dienstags oder freitags auf den hölzernen Milchböcken die Kannen mit den Butterdeckeln, und niemand stahl die so heiß begehrte Ware!

Gegen Ende des Krieges packte man die Butter in die Kannen; oder an den Butterliefertagen warteten die Milchlieferanten mittags auf die Rückkehr des Milchwagens und holten die Molkereibutter sofort an der Haltestelle ab. Aber noch am selben Tage wanderte von uns ein halbes Pfund Butter zu unseren stillen Abnehmern, den Verpächtern.

Um den eigenen Butterbedarf decken zu können, eventuell auch um Butter gegen andere Gebrauchsgegenstände einzutauschen (Schwarzhandel, Schwarzmarkt), wurde nicht alle Milch zur Molke- rei abgeliefert. Wenn man mehr als eine Kuh im Stall hatte, war die anfallende Milchmenge nicht

exakt zu kontrollieren. So wurde jeden Tag ein Teil der Milch - etwa fünf bis acht Liter - heimlich in die Zentrifuge gegeben und entrahmt. Nach Möglichkeit am Mittag „drehten wir die Milch durch“, weil dann durch die Tagesgeräusche das Gebrumm der Zentrifuge nicht zu hören war. Andererseits bestand die Gefahr, dass tagsüber jemand hereinkam, was uns auch ein paarmal passierte. Da unsere Zentrifuge im Raum hinter der Küche stand, klopfte Mutter bei Gefahr energisch an die Tür, und wir hörten auf, die Zentrifuge zu drehen, in der Hoffnung, dass das leise Nachbrummen der Maschine nebenan nicht zu hören war.

Wenn unser irdener Dreilitertopf mit Rahm voll war, wurde gekernt, oder gebuttert, wie der verständlichere Ausdruck heißt. Zu Beginn des Krieges hatten wir uns beim letzten tätigen Böttcher Beleckes, bei Johannes Klauke (Oststraße, heute Böttcherstraße) eine Kerne machen lassen, ein schlankes Butterfass, in dem der Rahm solange gestampft und gestoßen wurde, bis aus dem Rahm Butter wurde. Die Butter wurde gewaschen und mit Salz haltbar gemacht. Die anfallende Buttermilch fand nicht nur in der eigenen Familie Liebhaber. Meine Mutter schickte mich - was mir äußerst peinlich war - mit einem Liter Vollmilch oder Buttermilch auch zum Vikar. Nach dem Kriege hatte sie sogar Mitleid mit dem letzten Nazibürgermeister und sandte mich mit entsprechenden Gaben dorthin, weil sie vermutete, dass die Familie von niemandem unterstützt wurde.

Natürlich litten unsere Verpächter nicht darunter. Auch bei jedem Schlachten erhielten sie ihren Anteil vom Schwein oder vom Kalb. Genauso erwarteten sie nach der Getreideernte die ihnen zustehende Portion Roggen- oder Weizenmehl. Aber das waren geringe Mengen, während die regelmäßigen Gaben an Butter, Milch, Fleisch oder Wurst für uns oft recht schmerzlich waren. Unser Trost war: Hätten wir die zehn Morgen nicht pachten können, wären die Kriegs- und Nachkriegsjahre Zeiten bitterster Entbehrung geworden.

N.N.

Heute wird „schwarz“ geschlachtet und „weiß“

Januar 1944. Vater sagte: „Nächste Woche wird geschlachtet.“ Die Blut- und Leberwürste vom ersten Schwein, das im November geschlachtet worden war, waren aufgebraucht. Noch lagen zwei Schweine im Stall, aber nur zwei insgesamt waren bei der Viehzählung des Jahres 1943 angegeben worden. Das hieß, wie in den letzten Jahren sollte wieder ein Schwein „schwarz“ geschlachtet werden. Zunächst aber waren einige wichtige Aufträge zu erledigen.

Beim Bürgermeister mussten die Schlachtunterlagen geholt werden, die gewissenhaft auszufüllen waren mit Angaben über Größe der Familie, Arbeitsverhältnis der einzelnen Mitglieder und Schlachtgewicht des Schweines. Danach wurde berechnet, wie lange die Familie sich mit Fleisch selbst zu versorgen hatte. Für diese Zeit wurden auf den Lebensmittelkarten die Fleischkontingente weggeschnitten.

Der Metzger musste bestellt werden; und wenn der Zeitpunkt des Schlachtens mit ihm vereinbart war, mussten Trichinenbeschauer und der amtlich bestellte Wiegemeister benachrichtigt werden.

Unser Schlachttermin war Donnerstag um 19 Uhr. Wir hatten den späten Abend gewünscht, weil unsere Nachbarn, obwohl wir ihnen gegenüber nicht unbedingt misstrauisch waren, nicht sehen sollten, dass wir zwei Schweine aus dem Schweinestall über den Hof auf die Deele trieben.

Unser Metzger tat ganz erstaunt, als zwei Schweine auftauchten. Zumindest äußerlich sträubte er sich gegen das Schwarzschlachten. Vaters Zusagen „Es soll dein Schaden nicht sein“ und „Hier hört und sieht uns keiner“ ließen den Widerstand bald hinschmelzen. Wichtig war, dass beide Schweine sofort hintereinander getötet wurden. Man durfte sozusagen nur einmal draußen das Quicken hören, wenn die Schweine festgehalten wurden, damit der Metzger sie mit dem Schlagbolzengerät töten konnte. Es wäre zu gefährlich gewesen, wenn nach einer Stunde ein erneutes Quicken zu hören gewesen wäre.

Dann lief das Schlachten in gewohnten Bahnen, das „schwarze“ Schwein wurde zuerst bearbeitet und in

ein abschließbares Kellergewölbe gehängt, das „weiße“ Schwein hing auf der Deele auf der Leiter.

Der Metzger erhielt „seinen Teil“ am nächsten Tag, als er die erkalteten, abgehangenen Schweine „auseinander schnitt“, wie es im Belecker Sprachgebrauch hieß.

Bevor das Schwein zerlegt wurde, kamen Trichinenbeschauer und Wiegemeister. Jeder in Beleecke wünschte sich, dass der Trichinenbeschauer kam, bevor das Schwein gewogen war. Da beide Männer ihre Eintragungen „trichinenfrei“ und „x kg Schlachtgewicht“ auf demselben Formular zu vermerken hatten, konnte gegebenenfalls der Trichinenbeschauer zu niedrige Gewichtsangaben kritisieren oder gar melden. Der für das Wiegen amtlich bestellte Herr Josef Rhode war ein mitfühlender Mensch, der oft Gutes getan hat, indem er die Dezimalwaage zum Vorteil seiner „Kunden“ ablas. Ihm nicht gut gesonnene Menschen sagten ihm nach, die von ihm gewogenen Schweine erreichten seltsamerweise kaum ein ordentliches Schlachtgewicht. Seine Kunden dankten es ihm und bewiesen es durch kleine Anerkennungen wie z. B. ein Stück Toilettenseife aus der Vorkriegszeit, ein Fläschchen Parfüm für seine Frau oder eine andere Kleinigkeit.

Am Freitagnachmittag kam der Trichinenbeschauer, stapfte die Kellertreppe hinunter und schnitt die entsprechenden Proben aus dem Schwein. Auf den Küchentisch packte er seine Utensilien: Mikroskop, Pinzette, Schere, Glasunterlage für die winzigen Fleischprobchen und - den Stempel. Und um den ging es in den nächsten Minuten. Hatte ein geschlachtetes Schwein auf dem Vorder- und Hinterschinken und auf den Seitenteilen diesen Stempelabdruck, so bedeutete das nicht nur, dass es trichinenfrei war, sondern auch ordnungsgemäß zum Schlachten angemeldet und abgerechnet war. Diesen Stempelabdruck brauchten wir für unser „schwarz“ geschlachtetes Schwein, um es „weiß“ zu waschen. Es kam der große Augenblick meiner Schwester. Wie zufällig spielte sie mit dem Stempel, drückte ihn auf das Stempelkissen und sagte dann zu Herrn Hoppe: „Jetzt mache ich mich trichinenfrei“ und drückte sich den Stempel auf den Handrücken. Herr Hoppe schmunzelte, wurde aber von mir abgelenkt,

weil ich mich für das Mikroskopieren interessierte und von ihm auch ausführlich informiert wurde. Zur gleichen Zeit hatte meine Mutter meiner Schwester zugerufen: „Hol mir mal schnell die Zwiebeln aus dem Keller!“ Meine Schwester verschwand wie der Blitz aus der Küche, natürlich mit dem besagten Stempel, den sie im Kellergewölbe an genau den richtigen Stellen dem schwarz geschlachteten Schwein aufdrückte. Noch bevor Herr Hoppe mit dem Mikroskopieren fertig war, übergab meine Schwester unserer Mutter die Zwiebeln und legte den Stempel unbemerkt wieder auf den Tisch. Der Trick hatte geklappt - auf ähnliche Weise wie im letzten Jahr. Wer sollte uns jetzt nachweisen, dass wir schwarz geschlachtet hatten? Unsere Schinken und Speckseiten trugen das amtliche Siegel des Fleischbeschauers.

Aber noch waren nicht alle Schwierigkeiten behoben. Für das Wursten, Einpökeln und Einmachen des Fleisches benötigte man die entsprechenden Zutaten: Salz, Pfeffer, Mehl, Papierdärme, Muskat, Nelken usw. Für das „offizielle“ Schwein erhielt man die entsprechenden Bezugsscheine. Aber für das „schwarze“ Schwein fehlten sie eben. Aber eins ist gewiss: daran ist das Schwarzschlachten nie gescheitert. Not macht erfinderisch und besonders im Krieg.

N.N.

Auch nach dem Krieg fehlen Lebensmittel - Hamstern

Im Herbst 1945 bin ich mit meiner Tante des Morgens früh mit dem Zug nach Lippstadt, dort umgestiegen und mit einem anderen Zug weiter in Richtung Wiedenbrück gefahren. In Langenberg sind wir ausgestiegen, denn es wurde erzählt, dort gäbe es reichlich Obst in diesem Jahr. Da wir im Winter etwas zu essen haben wollten, gingen wir von Haus zu Haus und fragten nach Obst. Durch die Redekunst meiner Tante hatten wir nach dem vierten Haus schon unsere Koffer und Rucksäcke voll und konnten uns auf den Heimweg begeben. Natürlich zu Fuß, denn der Zug nach Lippstadt fuhr erst

abends zurück und dort konnten wir den Zug nach Belecke nicht mehr erreichen. Wie schwer ein Koffer, eine Tasche und ein Rucksack voll Obst sein kann, habe ich da erfahren, alle fünfzig bis hundert Meter mussten wir die Sachen hinstellen. Wir haben durch Singen versucht, unseren guten Mut zu bewahren, aber diese unendlich lange, gerade Straße nach Lippstadt war entsetzlich. An ein Auto, welches uns mitnehmen konnte, war nicht zu denken, sie waren nicht da. Wieder hatten wir unsere Sachen aufgehoben, um weiter zu kommen. Plötzlich war das Hupen eines Lastwagens hinter uns zu hören, und neben uns hielt der LKW von Gebr. Risse aus Belecke. Auf der offenen Ladefläche war etwas Sand geladen, der mit einer Plane abgedeckt war, und oben auf der Plane saßen mehrere Belecker. Meine Tante und ich dankten Gott für diese Hilfe und kletterten schnellstens mit Hilfe der anderen auf den LKW. Unsere Sachen kamen unter die Plane, wo schon andere gehamsterte Sachen (Nahrungsmittel) lagen. Wir setzten uns darauf. Es ging nun in Richtung Belecke. Plötzlich auf der Kreuzung in Erwitte standen die gefürchteten Kontrolleure, die man unter dem Namen „Unna“ kannte. Sie hatten die Aufgabe, gehamsterte Lebensmittel zu beschlagnahmen und dem Gemeinwohl zuzuführen. Da wir nun alle auf unseren Sachen saßen, meine Tante auf die Kontrolleure einredete und diese beim Hochheben der Plane nur Sand sahen, durften wir in Richtung Belecke weiterfahren.

Im Jahre 1945 war für viele Menschen die Beschaffung von Lebensmitteln sehr schwer. Wer kein Land oder Vieh besaß, musste zur Beschaffung von Essbarem viel Zeit aufwenden. Wer zum Beispiel Fleisch haben wollte, stellte sich ab fünf Uhr morgens vor der Fleischerei Kutsche (Werthmann Geschenkkideen, heute Spielzeugladen Rappelkiste) an; die Menschenschlange reichte im Allgemeinen bei Öffnung der Außentür um halb acht Uhr bis zum Ende des Hauses Birkenhauer (heute Herrenmode Linn). Ab acht Uhr durften immer ungefähr zehn Personen in den Laden. Die Tür wurde wieder abgeschlossen, bis die Gruppe bedient war. Dann war die nächste Gruppe dran. Mit jeder Gruppe, die man später herein kam, schwand auch die Aussicht, dass man noch ein Stück Fleisch mitbekam.

Im Sommer 1947, der sehr heiß war, hieß es nach der Getreideernte Tag für Tag von morgens bis abends „Auf, zum Ährenlesen!“ Jede einzelne Ähre, die noch auf dem Felde lag, wurde aufgesammelt. Man muss sich vorstellen, wenn man am Ende der Erntezeit zwei Zentner Korn hatte, wie oft man sich in dem Sommer gebückt hatte.

Nach der Getreideernte und dem Ährensammeln kam das Kartoffeln-Stoppeln. Hierbei wurden die Felder nach der Kartoffelernte abgesucht. Wo noch Kartoffeln liegen geblieben waren, wurden diese aufgelesen und für den Winter eingekellert.

Danach kam die Bucheckernernte. Wir fuhren mit dem Handwagen, worauf Planen lagen, in den Wald. Unter einer dicken Buche wurden die Planen ausgelegt. Mein Vater (53 Jahre) oder mein Bruder Erich kletterte die Buche hinauf und schüttelte die Eckern herunter. Die Bucheckern wurden von den Planen in Säcke geschüttet und zur „Bäuerlichen Absatzgenossenschaft“ gebracht. Hier gab es für die Bucheckern Öl.

N.N.

Zwölf rohe Kartoffeln für zehn Stunden Betteln

An einem Tage 1947 war ich hamstern, das heißt zu Menschen gehen, die Nahrungsmittel haben und diese um eine Gabe bitten. Des Morgens um halb sieben bin ich von Belecke über die Haar nach Efelden gegangen und weiter nach Nettelstädt und Menzel und wieder zurück. Ich bin von Bauer zu Bauer gepilgert und habe nach Kartoffeln und anderen essbaren Sachen gefragt. Einige gaben mir etwas, andere sagten, ich solle arbeiten; da habe ich gefragt, ob ich bei ihnen arbeiten dürfe. Daraufhin haben sie mir die Tür vor der Nase zugeschlagen. Als ich des Nachmittags gegen vier Uhr über die Haar wieder zurück ging, hatte ich zwölf Kartoffeln im Rucksack. Ich war so niedergeschlagen von dem Ergebnis meiner Hamsterei, dass ich das erste Mal in meinem Leben geklaut habe, und zwar eine Steckrübe vom Felde eines Bauern. Es war bis heute mein erster und letzter „Diebstahl“.